

Humboldt Universität zu Berlin
Philosophische Fakultät III
Seminar für Kulturwissenschaften

13. März 2009

SE: „Fernmeldegeschichten“
Dozent: Prof. Dr. Albert Kümmel-Schnur

Student: Andrew Genske
andrew.genske@cms.hu-berlin.de

Essay: Meine persönliche Fernmeldegeschichte



„Berliner Jugend um Neunzehnhundertneunzig“

In der Wohnung in Berlin-Charlottenburg, in der ich meine Kindheit und Jugend erlebte, hatte das Telefon seinen Platz im Wohnzimmer, auf einem Tisch direkt neben dem Aquarium, in dem viele kleine, unterschiedlich farbenfrohe Zierfische ihren grauen bzw. von Algen grün getönten Alltag verbrachten.

Oft schaute ich während eines Telefonats den Fischen zu, wie sie gegen die künstlich erzeugte Strömung anschwammen oder sich gegenseitig jagten. Ich war der Meinung, dass ich, wäre ich einer dieser Fische, viel öfter die Möglichkeit nutzen würde, mich in einer der aus flachen Steinen konstruierten Höhlen zu verstecken.

In der Kurzgeschichte „Das Telefon“ beschrieb Walter Benjamin, welche Faszination das Telefon zur Zeit seiner Kindheit zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts auf ihn ausübte. Wurden die Apparate von den Eltern erst noch in die dunklen Ecken der Korridore verbannt, so bekamen sie später von den jüngeren Generationen einen zentraleren Ort zugewiesen und hielten Einzug in die hellen Wohnräume. Das Telefon wurde der Jugend so unter anderem zum *Trost der Einsamkeit*.

Heute laufe ich beim Telefonieren in meiner Wohnung viel umher. Ab und zu setze ich mich dann auf das Sofa oder an den Schreibtisch, bin aber immer wieder in Bewegung. Manchmal ziehe ich mich auch zurück, schließe die Schlafzimmertür und verkrieche mich mit dem Telefon am Ohr unter der Bettdecke. Ich kann mein Telefon nachts neben mich legen, wenn ich einen Anruf erwarte, der mir wichtiger als mein Schlaf ist. Ich kann es aber auch in eine entlegene Ecke der Wohnung verbannen, ich kann es lautlos stellen oder sogar vollständig ausschalten, wenn ich meine Ruhe brauche. Mein Festnetztelefon ist schnurlos und an diese Freiheit habe ich mich gewöhnt.

Im Haus meiner Eltern stand früher ein Leih-Apparat der Deutschen Bundespost vom Typ FeTAp 791 in beige. Man wählte mit einer Wählscheibe und oft, wenn man diesem Vorgang nicht seine volle Aufmerksamkeit schenkte, hätte sie den Namen Verwählscheibe verdient. Außer dieser Wählscheibe gab es sonst nur noch seitlich unten ein Rädchen, mit dem man die Lautstärke des Weckers regulieren konnte. Je leiser man das Läuten stellte, desto mehr wurden die Klangschalen des elektromechanischen Weckers gedämpft, sodass irgendwann nur noch ein trockenes Surren zu hören war. Der ganze Apparat war auf das Nötige reduziert und hatte ein einfaches Design. Das Beige fügte sich neutral in seine Umgebung und auf dem leicht keilförmigen Gehäuse mit den abgerundeten Ecken lag der Hörer leicht gekrümmt und wartete auf seinen Einsatz.

Die Schnur, die spiralförmig von der Sprechmuschel zum Telefongehäuse führte, neigte dazu, sich zu verheddern. Es war mir ein beinahe zwanghaftes Vergnügen, sie zu entwirren, damit die Bewegungsfreiheit dadurch nicht noch weiter eingeschränkt wird.

Der Freiheit beim Telefonat setzte die Schnurgebundenheit enge Grenzen. Da das Kabel, welches das Telefon mit der Anschlussdose verband, nicht lang genug war, um das Gespräch im Nebenzimmer weiterzuführen, falls ein Mitglied meiner Familie im Wohnzimmer fernsehen wollte, blieb mir oft nur die Möglichkeit, in den Korridor zu gehen. Es handelt sich hier jedoch nicht um eine dunkle, weit abseits gelegene Ecke des Flurs wie in Walter Benjamins Beschreibung, sondern vielmehr um einen Verkehrsknotenpunkt zwischen Wohnzimmer, Küche, elterlichem Schlafzimmer und Eingangstür, sodass so etwas wie Privatsphäre an diesem Ort unwahrscheinlich war. Ich kann mir kaum vorstellen, dass es heute noch viele Familienhaushalte gibt, die nicht

mindestens zwei Telefone besitzen oder zumindest ein Schnurloses, mit dem sich der Telefonierende in seinen privaten Bereich zurückziehen kann, um ungestört zu sein. Damals aber, in den neunziger Jahren, kannte ich nur Wenige mit einem eigenen Telefon in ihrem Zimmer. Die Apparate standen zwar in den Wohnräumen, aber die *Einsamkeit* der Jugend fand oft in anderen Zimmern statt, in die das Telefon mit seinem *Trost* oft nicht reichte.

Benjamin beschreibt in seiner Kurzgeschichte eine Magie, die von der Stimme aus dem Telefon ausging. Schon lange ist diese *Stimme eines Abwesenden* zur Selbstverständlichkeit geworden, an die schon Kleinkinder gewöhnt werden, sodass von einer Faszination auf der technologischen Ebene kaum noch die Rede sein kann. Trotzdem glaube ich, dass das Telefonieren auch heute noch eine Art *Spielplatz der Kommunikation* sein kann, auf dem Kinder und Jugendliche sich ausprobieren können und auch Grenzen ausloten. Dazu gehören die Telefonstreiche von Grundschulern ebenso wie bei Teenagern die Kontaktaufnahme mit dem Schwarm. Ob und inwiefern sich die Wichtigkeit der Kommunikation über das Telefon durch das Internet und das Chatten verändert hat und noch verändern wird, ist eine andere Frage. Im Sinne Walter Benjamins und seiner Medientheorie gehe ich jedoch davon aus, dass das neuere Kommunikationsmedium Internet das Telefon nicht ersetzen wird, sondern es vielmehr nachahmt und erweitert. Ein Beispiel hierfür ist das Computerprogramm Skype, mit dem man chatten, telefonieren oder sogar „videotelefonieren“ kann.

Seit fast neun Jahren besitze ich ein Mobiltelefon. Das Mobiltelefon ist wie eine ganz private Telefonzelle und noch ein bisschen mehr. So wie ich früher manchmal die Wohnung verließ, um meine Ruhe zu haben, und dann von einer Telefonzelle aus meinen besten Freund anrief, kommt es heute immer wieder vor, dass ich in Stresssituationen vor die Tür gehe und mich bei einem Telefongespräch abzulenken oder zu entspannen versuche.

Das Mobiltelefon hat durch seine Mobilität der Telefonzelle gegenüber viele Vorteile, was erklärt, warum mit dem Ausbau des Mobilfunknetzes ein massiver Abbau der Telefonzellen einherging: Das Handy übernahm den Vorteil des öffentlichen Telefons, nämlich die Möglichkeit, unterwegs Telefonate zu führen, erweiterte diesen um die Möglichkeit der ständigen Verfügbarkeit und überwand den größten Nachteil der Telefonzelle: die Bindung an einen festen Ort mit seinen Begebenheiten.

Das Mobiltelefon hat zwar ihre Nachteile eines Tages öffentlich zur Schau gestellt; in meiner Jugend aber bot die Telefonzelle mir viele Vorteile und meinem Bedürfnis nach Telekommunikation einen Raum, den ich zu Hause nicht immer hatte.

Wenn ich mich heute an Telefonzellen – oder Telefonhäuschen, wie sie fachlich heißen – erinnere, denke ich immer erst an die gelben Häuschen. Zwar hatte ich auch die moderneren, nach der Privatisierung der Deutschen Bundespost immer öfter aufgestellten Telefonzellen der Telekom AG genutzt, aber mit dem älteren Modell FeH 78 scheine ich intensivere Erinnerungen zu verbinden.

Kürzlich machte ich mich auf den Weg durch meinen Bezirk, da ich ein altes, gelbes Telefonhäuschen suchen wollte, um meinen Erinnerungen nachzugehen und eventuell Vergessenes wieder zu vergegenwärtigen. Es dauerte ziemlich lange, bis ich endlich

eine dieser Raritäten fand. Schon von weitem fiel mir auf, dass das Honiggelb der Deutschen Bundespost nicht mehr so leuchtete wie in meiner Erinnerung. Das Kunststoffgehäuse aus glasfaserverstärktem Polyesterharz war ein Leben lang der Sonne, dem Schmutz und dem Vandalismus ausgeliefert. Der Verfall hatte viel Zeit, sich an der Telefonzelle zu vergehen. Sorgt sich eigentlich heute überhaupt noch jemand um ihr Äußeres? Lohnt sich noch der Aufwand der Instandhaltung?

Es ist alles Entropie: Die Ordnung, die die Telefonzelle darstellt, zerfällt nach und nach ins Chaos; RAL 1005, wie das Postgelb genormt heißt, wird zu einem schmutzigen Grau, Polyesterharz verschwindet unter Schichten von Dreck, bis es selbst zu Staub wird, wobei letzterer Prozess sicher äußerst lange dauert. Allein um nur den Status Quo aufrecht zu erhalten, ist schon ein hohes Maß an Energie nötig.

Als ich die Tür öffnen möchte, wird mir wieder bewusst, wie viel Kraft man dafür benötigt. Bei langsamem Öffnen der Tür sind es 50 N, erfahre ich später aus Unterrichtsblättern der Deutschen Bundespost. Als würde ich ein Gewicht von 5 kg anheben, in horizontaler Richtung. Ich öffne die Tür wie früher: in zwei Etappen. Auf ein ruckartiges Aufziehen folgt ein Entgegenstemmen, um den Türspalt so weit zu machen, dass ich mich zwischen Tür und Rahmen durchzwängen kann. Ich muss lächeln bei dem Gedanken, dass ein langsames Öffnen vielleicht weniger Kraft erfordert hätte; aber Geduld war als Kind nicht meine Stärke und zumindest für das Öffnen von Telefonzellentüren scheine ich sie immer noch nicht aufbringen zu können. Auch das langsame Schließen der Tür, das laut Datenblatt 7 bis 10 Sekunden dauert, war für meine Geduld früher eine kleine Herausforderung.

Als die Tür ihr Ziel erreicht hat, ist Ruhe. Der Lärm der Straße wird durch die Dichtungen zwischen Tür und Türrahmen größtenteils absorbiert. An der Unterseite der Tür bleibt ein Spalt von ungefähr 1 cm, der dazu dienen soll, dass frische Luft in das Telefonhäuschen gelangen kann. Die Deckenverkleidung, in die die Beleuchtung eingelassen ist, besteht aus einem Lochblech, durch welches verbrauchte Luft abströmen kann, sofern es ihr gelingt, die Schalldämmung aus Mineralwoll-Filz, mit der die Oberseite der Deckenplatte und die Unterseite des Daches verkleidet sind, zu passieren.

Auf der Plakette oben an der Innenseite der Tür lese ich, dass dieses Telefonhäuschen im August 1990 hergestellt wurde. Sie hat inzwischen über achtzehn Jahre überstanden. Ich frage mich, wie lange sie es noch aushält und ob sie dann durch eine der derzeit modernen Telefonhauben ersetzt wird, die kaum noch Schutz vor unangenehmem Wetter bieten, oder ob sie ersatzlos entfernt wird.

Ich war gespannt, ob sich der typische Geruch der Telefonzellen meiner Jugend auch heute noch in ihnen hält, aber obwohl das Exemplar, das ich gefunden habe, sehr verdreckt war, schien viel Zeit vergangen zu sein zwischen den sporadischen Besuchen, die sie bekam, sodass die unangenehmen Düfte sich weitestgehend verflüchtigen konnten. Ich erinnere mich, dass es oft nach Schweiß roch, nach kaltem Rauch und einem Reinigungsmittel, das sich alle Mühe gab, den Geruch von Urin und sonstigen Ausscheidungen zu überdecken. Im Sommer war diese Mischung in Kombination mit der in dem engen Raum stehenden Hitze kaum zu ertragen, sodass ich während des Telefonierens immer versuchte, die Tür so weit wie möglich offen zu halten. Es kam aber auch vor, dass mindestens eine der sechs Glasscheiben

eingeschlagen war und fehlte. An heißen Tagen konnte es Vorteile haben, beschädigte Telefonhäuschen aufzusuchen.

Oft war ich Mitte der neunziger Jahre ohne konkretes Ziel in der Stadt unterwegs; ich ging dann irgendwann in eine Telefonzelle, um jemand anzurufen. Vielleicht war dies eine Variante des *Trosts der Einsamkeit*, den Walter Benjamin beschrieb und den ich dort suchte. Erreichte ich aber meine Freunde nicht, dann hing ich den Hörer in den Haken und hörte manchmal für eine ganze Weile dem Signalton zu, der ungefähr eine Sekunde nach dem Auflegen ertönte, als mir die Telefonkarte aus dem Apparat entgegen kam und mich eindringlich bat, sie nicht zu vergessen.

Kam eine Verbindung zustande, setzte ich mich bei längeren Gesprächen auf die recht stabile Telefonbuchschwinge, sofern die Telefonbücher nicht geklaut waren, und stützte mich dabei mit einem Fuß am Türrahmen ab. Dabei ging es nicht darum, dass ich besonders lässig aussehen wollte, sondern vielmehr war es ein nur halb bewusster Versuch, es mir beim Telefonieren möglichst bequem zu machen, als sei ich in meinem ganz privaten Zimmer. Es konnte passieren, dass ich mich selbst in einer öffentlichen Telefonzelle so sehr in ein Gespräch vertiefte, dass ich die Umgebung bis zu einem gewissen Grad vergaß.

Eines Abends, es war wahrscheinlich im Herbst 1994, ging ich mit einem Freund vom Fußballspielen nach Hause. Es war bereits dunkel geworden und da er ohne Fahrrad unterwegs war, lief ich meines schiebend die vielleicht 2 km neben ihm her. Eigentlich war es nicht direkt mein Fahrrad, sondern das meines Bruders. Er hatte es wenige Wochen zuvor von seinem ersparten Geld gekauft und ich lieh es mir aus, da mein Eigenes einen platten Reifen hatte.

Als mein Freund und ich beinahe zu Hause waren, kamen wir auf die Idee, eine Freundin anzurufen. Ich lehnte das Rad an die linke Seite der postgelben Telefonzelle und wir zwängten uns hinein. Wir telefonierten einige Minuten, es war ein ziemlich unterhaltsames Gespräch, glaube ich. Wir wechselten uns am Hörer ab und lachten viel, bis ich aus dem Augenwinkel sah, wie ein Hinterrad aus dem Fenster des Telefonhäuschens verschwand. Es dauerte ein bisschen, bis mein Bewusstsein weit genug in der Wirklichkeit angekommen war, um zu realisieren, dass gerade mein Fahrrad geklaut wurde.

Nachdem ich die Tür endlich geöffnet hatte, versuchte ich den Fahrraddieb einzuholen, aber ich schaffte es bloß, ihm einen Tritt in den Oberschenkel zu geben, der ihn für einen kurzen Moment vom Sattel rutschen ließ, bevor er sich wieder fangen konnte und in den dunklen Seitenstraßen verschwand.

Mir blieb nichts anderes übrig, als zur Telefonzelle zurückzukehren und auf die Polizei zu warten, der wir zuvor mit einem gebührenfreien Anruf den Diebstahl gemeldet haben.

Was mir an jenem Abend passierte, hat nicht unbedingt etwas mit den alten, gelben Telefonzellen der Deutschen Bundespost zu tun. Selbst wenn es für mich damals ein schlimmes Erlebnis war, hat es mich nicht davon abgehalten, weiter öffentliche Telefone zu nutzen. Auch ist meine Erinnerung an Telefonzellen nicht primär mit diesem Ereignis verbunden. Als ich in letzter Zeit über das Telefon generell nachdachte, kam mir der

Gedanke, dass es sich hierbei um ein Medium handelt, das sich zwar weitestgehend auf den akustischen Sinn beschränkt, durch den Inhalt und die Art der Kommunikation jedoch kann es dazu kommen, dass sich eine Art *öffentlicher Privatheit* einstellt und ein Gefühl von Geborgenheit. Vielleicht entsteht dies dadurch, dass bei einer auf den Hörsinn beschränkten Kommunikation wie einem Telefonat die Kommunikationspartner dazu verleitet sind, die fehlenden Bilder in Gedanken zu ergänzen, sodass visuelle Reize von außen schwieriger an das Bewusstsein gelangen können. Die Konzentration wird auf das Gehör gerichtet, sodass aus Sprache und Tonfall mit Hilfe der eigenen Fantasie eine persönliche Realität entsteht, in der man sich geborgen fühlen kann. In meiner Kindheit wurde so für mich manche öffentliche Telefonzelle für ein paar Minuten zu privatem Raum.

Quellen:

Benjamin, Walter: „Berliner Kindheit um neunzehnhundert“, erste Auflage 2006, Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1987
(„Das Telefon“, S. 18-19)

„Unterrichtsblätter der Deutschen Bundespost, Ausgabe B Fernmeldewesen, (34. Jahrgang, Nummer 9), herausgegeben von der Oberpostdirektion Hamburg, 10. September 1981

„Archiv für deutsche Postgeschichte“, Heft 2/1994, Deutsche Gesellschaft für Post- und Telekommunikationsgeschichte e.V., Frankfurt am Main 1994

Kabatt, Kurt: „Hilfsbuch für Entstörer“, Fünfte erweiterte Auflage, Verlag für Wissenschaft und Leben Georg Heidecker GmbH, Erlangen 1989